

---

als Kriegswerbemittel" in „Reclams Universum“ vom 1. November 1917.

In derselben Zeitschrift (vom 13. Dezember 1917) finden wir einen Beitrag über eine der übelsten Ausartungen des Hurrakitsches, die Darstellung Hindenburgs auf Gebrauchs- und Ziergegenständen; der Verfasser dieses „Armer Hindenburg“ betitelten Aufsatzes kann natürlich niemand anders sein, als Prof. Dr. Gustav E. Pazaurek, der hier aus seiner scheinbar und leider unerschöpflichen Sammlung der Geschmacklosigkeiten vielleicht die grotesksten Beispiele der Öffentlichkeit übergibt. Sehr treffend bezeichnet er die kitschigen Darstellungen der Bildnisse berühmter Männer „als Pferdefuß der Berühmtheit“. Und ganz recht hat Pazaurek, wenn er sagt, daß sich die grausamste Hindenburg-Geschmacklosigkeit nicht in seiner Sammlung befindet, nämlich der berühmte Eiserne Hindenburg in der Siegesallee zu Berlin. Die Beispiele aus der Pazaurekschen Sammlung, die den kleinen Aufsatz begleiten, reizen natürlich in erster Linie zum Lachen, gegen das ein Gefühl des Aergers über die Verzerrung des genialen Hindenburg-Kopfes kaum aufkommt. Aber es ist ja nicht nur die aller Bildnisähnlichkeit Hohn sprechende Wiedergabe der Gesichtszüge, — an denen sich (den Kitschfabrikanten sei es zur Beruhigung gesagt) auch wirkliche Künstler meist mit wenig Glück versucht haben — die diese Dinge in das Gebiet der Geschmacklosigkeit hinabzieht, es ist ebenso sehr die ganz gedankenlose Verwendung des Hindenburg-Kopfes auf allen möglichen Dingen auf Schnupftuch, Eislöffel, Ruhe-kissen und Fenstervorhang, sowie die Umgestaltung der Hindenburg-Figur zur Puppe, zur Parfümflasche, zum Pastillenbehälter und zur — — — Schnapsflasche. Leider wird man wohl feststellen müssen, daß die Fabrikanten des Hindenburg-Kitsches ein gutes Geschäft gemacht haben.

Soviel von Kriegsaufsätzen. „Friedensfragen“, die jeden Kenner der buchgewerblichen Graphik angehen, werden in einem äußerst beachtenswerten Aufsatz von A. G. Hoffmann über „Akzidenzkunst — Akzidenzsatz“ im „Deutschen Buch- und Steindrucker“ (Nr. 7, April 1917) erörtert. Hoffmann, der als früherer Geschäftsleiter der Kunó Bergmannschen Druckerei Gelegenheit hatte, sein fein durchgebildetes schriftkünstlerisches Empfinden zu betätigen, und dessen handwerklich-schriftkünstlerisches Verständnis bekanntlich auch den Heften dieser Zeitschrift eine Zeitlang zu gute kam, vertritt in seinen Ausführungen die Forderung, daß der über dem Durchschnitt stehende Akzidenzsetzer, also der Akzidenzkünstler, sich seine Arbeit nicht ganz von dem Künstler wegnehmen lassen soll. Wenn er dann weiter sagt, daß die Auslieferung des graphischen Gewerbes an den Künstler bis zu einem bedenklichen Grade bereits geschehen sei, und daß der Eingriff des Künstlers dem Gewerbe einen gewaltigen Stoß versetzt hat, der seine angenehme

und unangenehme Seite hat, so rührt er damit eine wichtige Frage unseres kunstgewerblichen Schaffens auf, eine Frage, die eigentlich mehr eine „innerpolitische“ ist, deren Erörterung ich aber auch im Kreise von Liebhabern für nicht unwichtig halte. Denn was die Hoffmannschen Darlegungen wollen, das Verständnis für handwerkliches Schaffen zu wecken und die schwierige Stelle des Handwerks im kunstgewerblichen Schaffensprozeß der Gegenwart zu zeigen, ist geeignet, im Laienkreise manches Vorurteil zu zerstören. Hoffmann schreibt, daß namentlich der berufsmäßige Reklamezeichner, indem er ebenfalls in Massen arbeitet, dadurch den Akzidenzsetzer wirtschaftlich und moralisch geschädigt habe. Der Setzer konnte den neuen Anforderungen nicht folgen, „denn mit jeder charaktervollen Erscheinung wurden seine kaum erfaßten Regeln wieder umgestoßen“. Hoffmann verteidigt keineswegs den Setzer, der sich Neuem gegenüber verschließt, er ermahnt ihn, eine durch Abweichung vom Bisherigen besonders auffällende Richtung nicht gleich zu verdammen, sondern zu versuchen, sie zu verstehen. Der Schwerpunkt der Hoffmannschen Ausführungen liegt aber in dem Hinweis, daß das Drucksachengebiet der Werbemittel, „die den Hauptteil der besseren Akzidenzen ausmachen“, jetzt meistens vom Zeichner beherrscht wird, daß man aber nicht daraus schließen dürfe, daß die gezeichnete Drucksache überall den Vorzug genieße. Wer wie der Verfasser dieser Zeilen, den zwischen Handwerker und Künstler bestehenden Kampf, einen meist nicht offen, dafür aber mit umso größerer Hartnäckigkeit ausgefochtenen Kampf beobachtet hat, der unser kunstgewerbliches Schaffen oft lähmend beeinflußt, wird Hoffmann hier beipflichten können. Und er wird es unterstreichen, daß eine Abgrenzung zwischen künstlerischer und handwerklicher Arbeit notwendig wäre, daß die eigentlich schöpferischen Aufgaben — wie in diesem Falle das Entwerfen neuer Schriften und Zierstücke — dem Künstler natürlich vorbehalten bleiben, daß aber die Anordnung eines geschmackvollen Satzbaus mehr die Domäne des Handwerkers sein möge, wohlgemerkt, wenn dieser Handwerker über künstlerische und geschmackliche Befähigung verfügt. Ich kann mir nicht denken, daß der Künstler die Mitwirkung an rein handwerklichen Aufgaben als schöpferisch und somit ihn befriedigend empfindet. Der Handwerker wiederum wird durch das Vertrautsein mit den technischen Mitteln, durch den in kleineren Druckereien bestehenden Zwang, mit spärlichem Schriftenvorrat zu arbeiten, Vorzügliches leisten können. So hat Hoffmann ganz recht, wenn er fordert, dem Setzer zu geben, was des Setzers ist, dem Zeichner, was des Zeichners ist. — In seinem Aufsatz wendet sich Hoffmann u. a. auch gegen die Aufregung, die durch die neuerdings beliebte Mischung von Fraktur und Antiqua hervorgerufen worden ist. Er meint, daß, wenn die Sache gut ist, sie sich auch durchsetzen wird, trotz des Widerstandes derjenigen, denen der Schwung zu neuen Auffassungen und Taten fehlt. Womit er garnicht so unrecht hat.